

Die Reformation

Deutsche Evangelische Kirchenzeitung für die Gemeinde.

Begründet von Hofprediger D. Adolf Stoedter / Herausgegeben von Ernst Bunke und D. Wilhelm Philipps.

Nummer 13

Berlin, den 12. Juli 1931

25. Jahrgang

Ein vergessenes Gebot. □

□ Von Geh. Konf.-Rat D. Quandt, Königsberg i. Pr.

Matth. 5, 44:

Ich aber sage euch: Liebet eure Feinde; segnet, die euch fluchen; tut wohl denen, die euch hassen; bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen.

Bei der großen Menge sind heute so ziemlich alle göttlichen Gebote in Vergessenheit geraten, die zehn vom Sinai an der Spitze. Daher der ungeheure sittliche Tiefstand unseres Volkes. Wer aber mit Ernst Christ sein will, wer sich unter die Heilandsjünger rechnet und Jesum und sein Wort still im Herzen trägt, der kehrt sich doch noch daran, was sein himmlischer Vater von ihm fordert und Jesus wünscht. Es kommt zwar fast jeden Tag vor, daß er dagegen verstößt, aber dann schlägt ihm doch sein Gewissen, er bereut und bittet ab und macht einen neuen Anlauf zu treuerem Gehorsam. Man kann nicht sagen, daß die wirklichen Nachfolger Jesu heute seine Gebote vergessen hätten. Bis auf eins, bis auf das, das über diesen Zeilen steht: Liebet eure Feinde! — Wer weiß das noch, welcher Christ beachtet das noch sorgfältig und treu?

Es war kein funkelnagelneues Gebot, was der Herr seinen Jüngern, freilich nur diesen, einschärfte. Schon in den Sprüchen Salomos stand geschrieben: „Hungert deinen Feind, so speise ihn mit Brot, dürstet ihn, so tränke ihn mit Wasser!“ Und im zweiten Buche Moses stand: „Wenn du des, der dich hasset, Esel siehest unter seiner Last liegen, hüte dich, laß ihn nicht, sondern versäume gern das Deine um seinetwillen.“ Hatte nicht David großmütig Sauls, seines Feindes und Verfolgers Leben geschont? Hatte nicht der Prophet Elisa dem Könige Israels geboten, die gefangenen Feinde zu speisen und ungekränkt ziehen zu lassen? Man tut dem Alten Testamente Unrecht, wie so oft, wenn man behauptet, es kenne die Feindesliebe nicht. Jesus hat diese zarteste, seltenste Blume im prangenden Garten des Alten Bundes gefunden und in seinen Paradiesgarten überpflanzt. Dort steht sie nun einsam, ungepflegt von den Christen, überwuchert, vergessen....

Oder wer denkt daran, seine Feinde zu lieben? Zu segnen, wenn man ihm flucht? Wohlzutun dem, der einen haßt? Zu bitten, wie Jesus am Kreuze, wie Stephanus unter den tödlichen Steinwürfen, für die Beleidiger und Verfolger? Wer tut das wirklich und wahrhaftig? Wann hört man davon auf Kanzel und Katheder? in Christenversammlungen? im christlichen Hause? in der christlichen Presse? — Während des Krieges konnte man öfter hören und lesen, die Bergpredigt Jesu müsse, solange

die Kriegstürme tobten, außer Kraft gesetzt werden. Aber während im Kriege man doch hin und wieder noch erhebende Beispiele von Feindesliebe antreffen konnte — die ganze Arbeit des Roten Kreuzes war ja ein solches Beispiel —, ist es nach dem Kriege von diesem Lieben stiller und stiller geworden. Kaum, daß die Christen vergeben wollen! Lieben, den Feind lieben, ihn segnen, ihm wohl tun, gar von Herzen für ihn beten — sie sind zu zählen, die damit Ernst machen. Ist es wirklich zu viel verlangt, heute dies Heilandsgebot, dem der Herr selbst so glorreich nachgelebt hat, in die Tat zu übersetzen? Jesus fordert ja nicht schwächlichen Verzicht auf ernste, würdige Abwehr und auf Verteidigung mit den Waffen des Geistes. Er verlangt nicht, daß du wie Riez dich treten, wie Ton dich kneten lassen sollst. Auch der Herr hat sich verteidigt und seinen Gegnern ernst und scharf die Wahrheit gesagt, sehr scharf sogar; sein Mund war nicht stumm für Wichte und Erbärmliche. Aber bei dem allen vergaß er die Liebe nicht, die auch nach der Seele des Feindes sich streckt, um sie zu retten, die zu verstehen sucht und zu entschuldigen weiß und eher duldet als Unrecht tut. Nie vergilt Jesus Schimpf mit Schimpf, nie vergrößert und übertreibt er die Beleidigungen, nie gießt er Del ins Feuer, wohl aber Del auf die Wogen. Sein Herz ist fern von Rachsucht, selbst von dem Wunsche fern, Gott möge vergelten. Wie er dachten Stephanus, Paulus (1. Kor. 13), Johannes; es hat doch viele edelsinnige und hochherzige Männer und Frauen gegeben, die es fertig gebracht haben, zu lieben, wie Jesus geliebt hat. Und dir sollte es nicht möglich sein?

Es ist möglich, wenn du ernstlich willst, weil Jesus die Kraft dazu gibt. Die mußt du dir freilich erbitten — kannst du das nicht? Es würde vieles besser werden in unseren heillosen Zuständen, wenn die ernsten Christen das vergessene Gebot Jesu sich wieder in Erinnerung brächten, in der Familie, in der christlichen Gemeinde und Kirche, im Volksleben. Wir können, wir dürfen aus unserm Neuen Testamente die Mahnung des Herrn nicht streichen: „Liebet eure Feinde!“

Die Not der evangelischen Kirche. □

□ I. Von Pastor L. Eberlein, Strehlen.

Ueber dieses obenstehende Thema hat Karl Barth am 31. Januar in Berlin, später auch in Bremen und Hamburg, einen Vortrag gehalten und denselben jetzt in der Zeitschrift „Zwischen den Zeiten“, Heft 2, 1931 veröffentlicht. Das ist um so mehr zu begrüßen, als Barths Stellungnahme zur evangelischen Kirche und ihrer praktischen Arbeit seit Jahren umstritten war, ob er nämlich diese prak-

tische Arbeit der Kirche selber bekämpfe oder nur gewisse Auswüchse derselben. Der vorliegende Vortrag gibt darauf eine Antwort, die m. E. deutlicher nach dieser Seite redet als seine bisherigen Veröffentlichungen darüber, und er gibt diese Antwort aus grundsätzlichen Erörterungen über das Wesen der evangelischen Kirche überhaupt. Es erscheint mir nötig und wichtig, seine Gedankengänge kennenzulernen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen.

Wir versuchen im ersten Abschnitt Barths Stellungnahme so klar und objektiv wie möglich aus seinen eigenen Worten darzustellen:

Es gibt eine doppelte Not der evangelischen Kirche, eine wesentliche und bleibende, an der auch die Verheißung der Kirche hängt, zu der man Ja! sagen und die man nur in Geduld tragen muß. Daneben gibt es eine sogenannte existentielle Not der Kirche, die nur eine augenblickliche, nicht wesentliche ist, die vielmehr gerade aus der Verkennung des Wesens der evangelischen Kirche hervorgeht. Ihr gegenüber ziemt sich nicht Geduld, sondern Protest und Auflehnung.

Die wesentliche Not läßt sich nun kurz dahin definieren, daß die evangelische Kirche grundsätzlich und geschichtlich eine „Kirche unter dem Kreuz“ ist. Dafür gibt Barth zwei geschichtliche Beispiele: Zur Zeit der Apostel findet sich die Christenheit als das wahre Israel außerhalb des geschichtlichen Israels, und zur Zeit der Reformation finden sich Luther und seine Freunde außerhalb der Kirche als die wahre Kirche Christi. Was da draußen Kirche begründete, ist das Kreuz Christi. „Als sie wußten und durch Mißachtung des Bannes der alten Kirche bewährten und bekannnten: dieser gekreuzigte Jesus Christus des Alten und Neuen Testaments, ist mit uns draußen, da — alles andere ist unwesentlich — da geschah die Reformation, da wurde die evangelische Kirche“ (S. 92). Christus begegnete den Reformatoren wie den Aposteln in der Tiefe.

Noch wesentlicher aber zur Erfassung des wahren Wesens der evangelischen Kirche ist nun das andre: Christus ist außerhalb, abseits jeder, gerade auch der wahren Kirche! „Aber eben dieses Draußen hatte nun für die, die sich eines Tages mit ihm draußen sahen, noch eine entscheidendere Bedeutung als diese sozusagen geschichtliche. Sie sahen den gekreuzigten Christus gegenüber, abseits von jeder Kirche, sofern sie sich angeblickt seiner sagen mußten, daß jede Kirche unter allen Umständen in allen ihren Lebensäußerungen eine Kirche von Sündern, d. h. von Uebertretern und Feinden Gottes ist“ (S. 93). „So wurde hier der gekreuzigte Christus erkannt: als der freie Herr, nicht als das immanente Prinzip seiner Kirche, als das wirklich himmlische Haupt seines wirklich irdischen Leibes. So sahen sich die Reformatoren damals mit dem gekreuzigten Christus draußen gegenüber der alten Kirche. Sie waren es mit dem, der draußen ist gegenüber jeder Kirche, der gerade von seiner wahren Kirche als der von draußen zu uns als zu seinen Feinden Kommende zu glauben, nicht aber und in keinem Sinn in der Kirche selbst als ein höheres Stück ihrer eigenen Wirklichkeit vorhanden und wirksam, anzuschauen und zu ergreifen, zu verwalten und zu genießen ist“ (S. 94). Diese grundsätzliche Auffassung hat sehr praktische Folgen. Arbeiten soll die Kirche. Es ist zu begrüßen, daß dies hier einmal von Barth ganz deutlich ausgesprochen wird. Aber „sie hat Christus in keiner Weise auf den Plan zu führen, darzustellen und wirksam zu machen. Sie hat das Heil weder mitzuteilen noch fortzupflanzen noch auszubreiten. Nicht als ob sie dieses ganze Geschehen leugnete, sie glaubt es vielmehr, sie leugnet aber, daß es in irgendeinem Sinn ihr zuzuschreiben, von ihr zu vollziehen sei. Sie glaubt es als Gottes Werk. Und diesem Werke Gottes will sie dienen, aber auch mit der ganzen Zurückhaltung, mit der einer arbeitet, der in keinem Sinn Meister, sondern ganz und gar nur Handlanger ist, der weiß, daß er die Sache nicht machen, nur verderben könnte. Sie kann mit ihrem Tun immer nur vortreten — sie muß je und je vortreten mit ihrem Tun,

wehe ihr, wenn sie es unterließe, — aber nur um alsbald wieder zurückzutreten, damit das Eigentliche, das geschehen muß, von Gott getan werde“ (S. 96). Die Kirche soll und kann nur „Zeichen aufrichten“; das ist ihre eigentliche Aufgabe. Aber „Zeichen, auch die höchsten und klarsten Zeichen haben es an sich, daß sie zweideutig sind, daß sie bewährt und auch im Fall ihrer Bewährung forrigiert und grundsätzlich überboten werden durch das Bezeichnete selber. Das hier Bezeichnete aber, Jesus Christus, steht nicht zu unserer Verfügung und wird nie zu unserer Verfügung stehen“ (S. 97). Nun hat freilich Gott Verheißungen gegeben, die in Christus erfüllt sind. Allein, Erfüllung bedeutet nicht, daß die Kirche und ihre Glieder nun etwa das Verheißene besitzen wie den Frieden Gottes oder die Erlösung, sondern Erfüllung bedeutet hier nur, daß die Zusage Gottes in Christo endgültig, abschließend ausgesprochen ist. „Diese Zusage ist der Besitz der evangelischen Kirche . . . aber das Zugedagte hat die evangelische Kirche nicht und kann sie darum auch niemandem anbieten“ (S. 98). So ist und bleibt die Kirche immer grundsätzlich leer; sie steht „in allen Punkten mit leeren Händen da, auf Gott selbst verwiesen und verweisend und, Gott selbst ist Christus in der Niedrigkeit, der uns in dieser Niedrigkeit festhält und gerade da und so in seiner Höhe mächtig ist, gesucht und gefunden werden will, Christus der Herr, der immer draußen steht und anklopft, auch und gerade vor der Türe seiner wahren Kirche, von dem das Heil hergekommen ist und immer herkommen wird — wir aber sind Bettler, das ist wahr“ (S. 99). Und wenn die evangelische Kirche so in dieser nichts habenden Situation existiert, dann ist sie in der „wesentlichen“ Not, dann aber hat es um sie keine Not!

Denn — das führt nun Barth weiter aus — die zweite, die nicht-notwendige Not, die sogenannte existentielle, entsteht immer dann, wenn die Kirche ihre wesentliche Not nicht sieht, leugnet, oder ihr auszuweichen sucht. Letzteres kann auf doppeltem Wege geschehen, entweder die Kirche flieht in die unsichtbare Kirche oder in die sichtbare. Wir können hier weite Strecken mit Barth gehen, so, wenn er die Lage der geistigen Atmosphäre schildert, die zur augenblicklichen Flucht in die unsichtbare Kirche geführt hat, oder wenn er den Irrweg aufzeigt bei denen, die, um der sichtbaren Kirche zu entgehen, die unsichtbare rühmen, die zu jener ein Nein!, zu dieser ein Ja! sagen möchten. „Evangelische Kirche steht von Haus aus in der Not, daß sie in Sichtbarkeit und also in Bestimmtheit und also in Menschlichkeit und also in keiner Weise als ein Reich der Heiligen und Freien, sondern höchst schwach, ansechtbar und vergebungsbedürftig existieren muß. Existieren muß! Wer sie nicht so haben will, der will sie gar nicht haben. Man kann sie nicht wollen, um alsbald bei der Erinnerung an Kirchenrecht und Dogma grundsätzlich bödig zu werden. Man kann nicht den Geist wollen und den Buchstaben grundsätzlich nicht wollen. Man kann nicht Christus wollen und den ihn repräsentierenden Nächsten, die fatale Gemeinde seiner Gläubigen, den Pastor und das Konsistorium in ihrer Sünden offenskundigen Maienblüte, die menschliche Institution in ihrer ganzen Bedenklichkeit nicht wollen oder doch nicht respektieren, nicht ernst nehmen. Wo und wenn und sofern man es meint so halten zu können in der evangelischen Kirche, da ist sie in Not; denn da wird ihr Wesen verleugnet, da macht man nicht ernst damit, daß ein sichtbares Tun von ihr gefordert und daß ihr Vergebung für die in ihrem sichtbaren Tun unvermeidlich mitlaufende Sünde verheißt ist“ (S. 105).

Freilich, nun nimmt Barth selber an der sichtbaren Kirche Anstoß, nicht an ihrer Sichtbarkeit, sondern, wie er sagt, an ihrer „Rede“! Sie redet zu sehr in Stich- und Schlagworten (S. 109), zu selbstgewiß und lapidar (S. 110), zu wenig barmherzig und verlegen: „Wo und wann und wie wird denn die Kirche der verlorenen, der geistlich bankrotten, der auf Barmherzigkeit angewiesenen und von Barmherzigkeit lebenden Leute sichtbar?“ . . . „Eine verlegene Kirche war es nun aber sicher nicht, die wir etwa an den

Kirchentagen von Bethel, Königsberg und Nürnberg ihr Wort an die Öffentlichkeit richten hörten" (S. 111). Die Kirche verlangt Blankowechsel auf Macht, sagt aber nicht, wozu sie diese Macht gebrauchen will (S. 113), ja, und das ist, wenn es wahr wäre, der schlimmste Vorwurf — sie bringt fremdes Feuer auf den Altar Gottes; als Beweis dient ihm die Vermengung Deutschtum-Christentum, das sogenannte Bindestrich-Christentum, wie es z. B. auf einer rheinischen Tagung geschehen sein soll (S. 115/116). Aus allen diesen Gründen heraus weißt Barth der evangelischen Kirche den Untergang, den inneren sicher, den äußeren früher oder später. „Wer heute die Kirche lieb hat, der muß es ihr ruhig, aber laut und immer wieder zu verstehen geben: So nicht weiter, weder zur Linken noch zur Rechten“ (S. 117).

2.

Wir gehen nunmehr dazu über, uns mit dieser oben aufgezeigten Position Barths auseinanderzusetzen. Barth hatte an der Kirche vor allem ihre Redeweise auszuweisen gehabt. Wer seinen Aufsatz liest, kann nicht anders als urteilen, daß dieser Vorwurf auf ihn selber zutrifft. Barths Sprache und Redeweise gibt zu ernstesten Bedenken Anlaß. Sie hat zunächst etwas ungemein Schillerndes, wodurch eine wirkliche Diskussion sehr erschwert wird. Ich nenne einige Beispiele. Nach Barth ist die Kirche eine „Kirche unter dem Kreuz“; bald wird dies Wort geschichtlich, bald grundsätzlich verstanden; bald ist Kreuz = Verfolgung, bald = Kreuz Jesu. Barth gebraucht zweimal das Bild von der Kirche als dem Leib Christi. Es ist keine Frage, daß dies Bild, wie es in dem N. T. verwendet wird, den inneren Zusammenhang beider Größen, Christi und der Kirche, zum Ausdruck bringen soll; Barth aber zerreißt diesen Zusammenhang durch die gesperrt zugesetzten Worte: *Himmlisches Haupt des irdischen Leibes!* Mehrfach begegnen wir der Redewendung: „Christus steht nicht in unserer Verfügung“, und inhaltlich läuft es auf dasselbe hinaus, wenn Barth schreibt: „Die Kirche hat, besitzt Christus u. a. nicht!“ Wir können beides unterschreiben, wenn Barth damit zum Ausdruck bringen will, daß Christus in jedem Fall der Herr ist und bleibt, über den die Kirche nicht einfach ohne oder gar gegen seinen Willen verfügen kann. Aber wir können beides nicht unterschreiben, wenn hier durchklingt und wohl auch durchklingen soll, daß zwischen Christus und seiner Kirche eine grundsätzliche Kluft besteht. Ist es denn nicht so, daß Christus selber seiner Kirche zur Verfügung stehen will, und sie über ihn verfügen kann kraft seiner eigenen Verheißung? Daß die Kirche ihn und seine Güter hat, weil er sie ihr geschenkt hat und noch immer neu schenkt. So kann man Ja und Nein zu Barths Redeweise sagen, je nachdem wie man sie versteht; seine Sprache ist nicht eindeutig genug. Oder Barth schildert, daß Christus mit den Reformatoren außerhalb der alten, mitteralterlichen Kirche war, und sagt dahinter, daß er außerhalb jeder, gerade auch der wahren Kirche sei. Wäre hier zum mindesten nicht nötig gewesen, die Frage aufzuwerfen, ob beidemal das Draußensein nicht qualitativ verschieden verstanden sein will? Wir würden ja von uns aus den Ausdruck: „Christus ist außerhalb der Kirche“ prinzipiell ablehnen. Aber auch wenn man ihn gebrauchen will, dann ist doch sein Draußensein einer innerlich vom Evangelium abgekommenen Kirche gegenüber von ganz anderer Art wie sein Draußensein der Kirche gegenüber, die im Gehorsam gegen sein Wort und das Evangelium ihren Grund und Bestand hat. Oder Barth nennt die Kirche einen Handlanger, der weiß, daß er die Sache nur verderben, nicht

machen kann. Auch hier wieder dies Schillernde, daß man sowohl ein Ja wie ein Nein dazu sagen möchte! Natürlich kann der Handlanger viel und alles verderben, dann, wenn er ohne und gegen den Willen des Baumeisters handelt. Aber wenn er in seiner Arbeit sich strikt an dessen Weisungen hält, dann verdirbt er nicht, sondern dann hilft er wirklich die Sache zu machen, dann macht der Baumeister sein Wert durch den Handlanger. Damit seien der Beispiele genug!

Aber noch nicht genug sind unsere Bedenken, die wir gegen seine Sprache haben. Wir müssen hier einen Satz, den Barth gegen die Kirche ausspielt, gegen ihn selber anwenden: „... wäre es nicht angebracht, das etwas weniger lapidar und sicher zu sagen, wenn es wahr gesagt sein soll?“ (S. 110.) Barths Rede geht in großen, gereizten, apodiktischen, den Gegner niederschmetternden, ja man hat bisweilen den Eindruck — s. S. 102 die Gegenüberstellungen: Offenbarung Gottes — pastorale Predigt, Gottes Weisheit — Kollegheft, Gethsemane — Reichstag zu Augsburg, Himmelreich — preußische Generalsynode! — in sensationellen, Effekt hauchenden Worten einher. Diese Redeweise ist peinlich und störend, auch da, wo man ihm inhaltlich zustimmen möchte. Man kann ihm darin zustimmen, daß weithin Barth und Dibelius aneinander vorbeireden, und daß Dibelius an der entscheidenden Frage, was eigentlich Evangelium sei, nicht hätte vorbeigehen dürfen. Aber man kann ihm in keiner Weise zustimmen, wenn er nun von dem Vortrag des D. Dibelius als „dem Zug des wilden Jägers“ spricht, oder wenn er der Kirche allen Ernstes „verhärtetes Laodiceerentum“ und „greuliche Selbstzufriedenheit und Selbstsicherheit“ vorwirft oder ihr rät, „wirklich am Ersten nach dem Reiche Gottes zu trachten“ oder wenn er bei der Rundgebung des Nürnberger Kirchentages zur Kirchenfrage von „übelsten Sadenhütern“ oder an anderer Stelle von dem Pastor und dem Konsistorium „in ihrer Sünde offenkundigen Maienblüte“ spricht, oder erklärt, daß in der Kirche „fast nur noch fremdes, feindseliges Heidentum“ zu hören wäre! Diese selbstsichere Rede der Kirche gegenüber wirkt um so peinlicher, als Barth eben dasselbe tut, was er der Kirche vorwirft. Dafür ist bezeichnend folgendes Beispiel. Barth vermisst an der Rede der Kirche den Bußernst, die Verlegenheit der Sprache, die zum Ausdruck kommen müsse! Nun ist ihm wie schon D. Schneider gegenüber das fatale Unglück passiert, daß er eine kirchliche Äußerung angreift und verdammt, die, wie sich hinterher herausstellt, so gar nicht getan ist. Müßte man nun nicht erwarten, daß bei Barth irgendwie der Bußernst und die Verlegenheit zum Ausdruck käme, daß ihm dergleichen passiert ist? Würde das nicht auch schon das christliche Taktgefühl erfordern? Aber nicht das Geringste davon! Man lese seine Sätze dazu (S. 115, Anmerkung), die auf das Ergebnis hinauslaufen: nicht er, die andern sind schuld!! Warum hat sich Barth nicht vorher sorgfältiger orientiert? Er fordert von der Kirche die Sprache der Barmherzigkeit; wo ist bei ihm die Sprache der Barmherzigkeit der Kirche gegenüber?

Je öfter wir Barths Vortrag nachgelesen haben, desto mehr hat sich der Eindruck verstärkt, daß mit solcher schillernden und selbstsicheren Sprache der Kirche und der theologischen Diskussion in keiner Weise gedient ist. Man kommt beim Lesen nicht an dem Wort Römer 2, 1 vorüber: „Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du auch bist, der da richtet; denn worinnen du einen andern richtest, verdammt du dich selbst; sintemal du eben dasselbe tust, das du richtest.“

Von der Lambeth-Konferenz 1930.

□ I. Von Pastor A. Guthke, Holdenstedt.

1.

Die Berichte, die auch deutsche Zeitungen über die letzte Lambeth-Konferenz i. Jt. gebracht haben, haben sich auf das „Aktuelle“ beschränkt. Es hat dabei nicht an Mißverständnissen gefehlt, die z. T. so seltsam sind, daß man

¹⁾ Wenigstens anmerkwürdigweise, weil sich Barth auf das rechte Lutherverständnis beruft, ein Zitat, wie unbefangen und selbstverständlich nach Luther der Glaube seines Herrn mächtig ist, also über ihn verfügt: „Wer mag nun ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, durch sein Priesteramt ist er Gottes mächtig. Denn Gott tut, was er bittet und will, wie da geschrieben steht im Psalter: „Gott tut den Willen derer, die ihn fürchten und erhört ihr Gebet“ (Von der Freiheit eines Christenmenschen, Zum Schluß).